

Deutschen Rundschau

Nr. 96. Bromberg, den 27. Mai 1926.

Sturm in Schmalebeck.

Roman von Sophie Kloerss.

(8. Fortsetzung.

An diesem Sonnabend abend, wo die Wetterwolken drohend über Stadt und Land hingen, hatte Ilsebill wieder versonnene Augen, saß in der Lindenlaube und strahlte vor sich hin. Und irgendwo in den Feldern jenseits der Schmale verschwand ein weißes Pferd, und der Reiter, den es trug, der lachte über das ganze Gesicht, denn er hatte das Versprechen des hübschesten Mädchens von Schmalebeck und sieben Meilen in der Runde, den ländlichen Ball auf Eichtal mit ihm zu eröffnen. Nun konnte der dicke Grützmann am andern Tag auf der Fahrt vergebens bitten und werben.

Ach ja, dieser heiße Sommer, der das Bett der Schmale so herrlich zum Hindurchreiten ausdörrte, dieser ganze selige Sommer voll Rosen und Lindenduft und junger Liebe, der sollte gesegnet sein.

So oft hatte Olaf Hammersmid schon sein Herz in Flammen gefühlt, aber gegen den Schmalebecker Brand waren selbst Kopenhagens Gluten nichts gewesen.

Und zu denken, daß dieses Mädchen reich war. Und daß Eriksgabe, das heimatliche Gut, eine reiche, junge Herrin geradezu forderte — daß die Eltern sich aus diesem schwerwiegenden Grunde auch in eine bürgerliche Schwiegertochter mit liebenswürdigem Gesicht finden würden — —

Der brave Schimmel keilte erschrocken aus, sein Herr hatte sich hoch im Sattel gehoben und einen klingenden Jauchzer in die weite Welt geschickt.

— — — Die Sonne sank hinter dicken Bänken, und es murrte weit her von Westen, wo das Meer seine ruhelosen Wogen gegen die Deiche schob. Die Flut lief an und schob das Wetter heran, und als es Zeit war zum Schlafengehen, war in allen Häusern Schmalebecks Licht hinter den Fenstern, die Menschen liefen auf den Höfen, füllten die Tröge und Eimer. der Nachtwächter hatte die Feuerspritze vorsichtshalber schon aus der alten Scheune gezogen, Pastor Rottmann stand am Fenster und freute sich über die blauen Flammen, die den Himmel durchjagten, bis sie von weißen und schwefelgelben Brüdern abgelöst wurden, und er sagte zu seiner kleinen Frau: „Willst du dir nicht die Blitze ansehen. Luise? Sie baden die ganze Stadt in Licht."

Aber Gewitter konnte Frau Luise nicht vertragen. Beide Hände vor das Gesicht gelegt, hockte sie in der Ofenecke und stieß kleine schrille Schreie aus, wenn es trotz der vorgelegten Hände hell in ihren Augen wurde.

Ilse kam herein, faßte die Großmutter zärtlich um und küßte sie. „Wenn du den Blitz siehst, Großmutter, ist er schon vorbei. Das haben die Gelehrten herausgebracht. Darum brauchst du dich nicht zu ängstigen."

„Ach, deine Gelehrten! Die haben schon viel herausgebracht, und nachher war es ganz anders. — Oh! Oh! — Lieber Herrgott, was für ein entsetzlicher Schlag! Rottmann, das hat eingeschlagen."

Aber die Feuerglocke tönte nicht, und nach geraumer Zeit, als die Spannung zwischen Himmel und Erde ihre Lösung gefunden, als der Regen einsetzte und die Linden zu rauschen begannen wie tiefer Orgelklang, nahm Luise Rottmann die Hände von den Augen und wurde wieder ein beruhigter Mensch. Aus dem Fenster sah sie und konstatierte nach Kleinstadtart, wer noch Licht hatte und als sie drüben bei Madam Eggers einen schwachen Schein bemerkte, sagte sie: „Die arme Seele, die kann auch kein Gewitter vertragen. Und hat niemand bei sich als ihren schlappen Fiete. Sie hat es doch recht schwer, wir sollten sie gut behandeln, Rottmann. Du könntest ihm die Stunden wirklich weiter geben."

„Luise, es ist Unsinn. Der Junge wird im Leben kein Studierter."

„Nein, das wird er wohl nicht. Aber sie hat die Hoffnung. Und Hoffnung brauchen wir alle im Leben. Die ist viel notwendiger als die Erfüllung."

„Du hast recht, kleine Frau. Was machst du für ein verstimmtes Gesicht, Ilsebill?"

„Verstimmt? — Nein. Aber ihr habt alle so traurige Ansichten vom Leben. Wenn ich nur hoffen soll, und nie kommt das Glück wirklich —. So wie bei Fräulein Rosen und dem Kantor — Wenn man an den Rhein will und bleibt in einem kleinen Elbdorf sitzen —" Sie schüttelte sich. Sah, daß die Großeltern lachten, und lachte mit. Aber als sie in ihrer Stube stand und hinauslauschte in das sanfte Rieseln und Rauschen des Regens und fernher noch stille Flammen am Horizont flackern sah und alles so beruhigt war, und doch so voll neuer sehnender Hoffnung, da preßte sie beide Hände gegen die Brust und sagte ganz laut in die Nachtstille hinein: „Ich nicht. Ich will nicht resignieren. Ich nicht." Es klang wie ein Schwur.

— — — Das Rieseln aber verstummte, als die Turmuhr Mitternacht meldete. In ganz Schmalebeck wachte niemand mehr. Nachtwächter Sonneborn, der doch bekanntlich dazu verpflichtet war, schnarchte neben dem Feuerschuppen, und nur die Regenpfeifer schrien noch irgendwo in den Feldern: Geuß, gieß, giet — Geuß, gieß, giet.

Die Wolken waren weit hinweggezogen, fernab rohrte die See, — die kleine Schmale, vom Gewitterguß geschwollen, plätscherte geschwätzig durch die Wiesen, — und der Vollmond goß aus silberner Schale weißes Licht in das Land.

Wiesen und Gärten standen in Dunst. Die tagwarme Erde ließ die niedergegangenen Fluten in zarten Schleiern wieder emporsteigen zum nachtblauen Dom droben. Aus den wallenden Massen hoben sich Giebel, Dächer, Baumkronen wie Inseln aus einem Märchensee. Der Hahn auf dem Kirchturm hatte ein Funkelkleid an, so gleißte er im Mondlicht, aber niemand sah seine Pracht. Niemand sah die ganze schlichte und doch so feine Schönheit dieser stillen Welt, die da weltverlassen im flachen Lande lag und von den eigenen Reizen nichts wußte.

Als die ersten Hähne krähten, wurde Kantor Mampert wach, sah aus dem Fenster neben seinem Bett, das Tag und Nacht offen stand, hinaus in sein Gärtchen, und wie die Rosen im Tau standen, und an allen Büschen Knospen hingen, die ersten Lichtstrahlen oben am Kirchturm aufblitzten und die ganze Welt so recht sonntäglich und herrlich dalag, griff er zu seinen Glockensträngen und ließ das kleine Werk auf dem Dache erklingen.

Erst, dem Sonntag zu Ehren, den Jubelpsalm:

„Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren."

Da lauschte Ilsebill auf und rieb sich den Schlaf aus den Augen, und dann begann sie vor sich hin zu lächeln und zu summen, denn was nachkam, war Beethovens unsterbliches Liebeslied:

„Ich liebe dich, gleich wie du mich,
Am Abend wie am Morgen,
Noch war kein Tag, wo du und ich
Nicht teilten uns're Sorgen."

Der arme alte Mann! Nie war ihm geworden, was er so lange ersehnte. Was für ein schweres Schicksal. — Aber

vielleicht war seine Liebe immer so sanft und beruhigt gewesen wie jetzt. Leidenschaft — — ach, die hatte er wohl nie empfunden. Ungerecht, wie die Jugend ist, und ohne Verständnis für die, die welk und still geworden, glaubte auch die schöne Ilse nur an die eigene junge Liebe. Und mit dieser jungen, ungeprüften Liebe in Sinn und Herzen legte sie sich zurück in das Kissen und dämmerte noch ein bißchen hinüber in Träume.

Auch Frau Pastor Jessen hatte das Glockenspiel vernommen, hatte nicht wieder einschlafen können und saß am Frühstückstisch sehr verstimmt ihrem Johannes gegenüber.

„Am Sonntag sollte er so was nicht spielen. Du mußt ihm das sagen. Als Kantor ist er doch so etwas wie eine geistliche Person. Und dann immer die dummen Liebeslieder.“

„Liebes Kind, du sprichst von Beethoven.“

„Das weiß doch von den Leuten hier kein Mensch.“

„Die wissen ja überhaupt nichts von diesem Liede. Halten es wahrscheinlich für einen Choral.“ Pastor Jessen hatte nicht die geringste Neigung, den alten Herrn zu maßregeln.

„Ja, wenn man dich hört — — Du willst auch so werden wie Rottmann, der immer fünf gerade sein ließ. Mir ist es doch nur um dein Ansehen in der Gemeinde.“ Sie strich sich mit nervöser Bewegung durch das früh ergraute Haar. „Das müßtest du mir doch zu Dank wissen. Aber bei niemand hat man Dank. Weder bei dir noch bei Riekchen.“

„Was ist mit Riekchen?“ Jessen konnte das Gescholtenwerden stundenlang mit Gleichmut ertragen, solange es nur gegen ihn selber ging, aber die Tochter durfte nicht angerührt werden.

„Ich hab' ihr ein neues Kleid machen lassen, weiß mit Streublumen, wie Ilse Rottmann es sich aus Kiel mitgebracht hat — was soll die immer allein so fein gehen? —, und nun will sie es nicht anziehen und sagt, für ein ländliches Fest wäre das zu fein, und sie wollte nicht gegen die anderen abstechen.“

„Laß sie doch anziehen, was sie will.“

„Das ist so recht, wie ihr Männer seid. Kein Auge hast du offen, wenn es um die ganze Zukunft deines Kindes geht.“

„Bitte, sprich deutlicher.“

Aber Frau Helene wollte nicht. „Und ich kann nicht immer alles allein tragen an Sorgen und — und — — Ja, du solltest nur mal meine Nervenschmerzen haben. Der rechte Arm ist ganz lahm, seit ich gestern die große Wäsche geplättet hab.“

„Du solltest ja auch nicht plätten. Wozu sind die beiden Mädchen da?“ Er antwortete fast mechanisch. Seit fünfzehn Jahren und länger führte er den aussichtslosen Kampf großer Güte und Nachsicht gegen eine verwöhnte, verzärtelte, immer jammernde, immer nörgelnde Frau. Sie war seine Schülerliebe gewesen, und als sie ihm, dem armen Kandidaten, das Jawort gab, schien ihm die Erde schon ein Paradies. Jetzt kamen Stunden, wo er das Paradies gern nie besessen hätte.

„Nicht selber plätten! Ich möchte nur wissen, was aus unserer Wäsche würde, wenn ich nicht selber immer mithülfe. Wir können uns doch nicht alle Jahre neue Sachen kaufen. Wenn ich denk, wie es werden soll, wenn Riekchen eine Aussteuer braucht. — Du denkst natürlich nicht über so etwas nach. Dir gefällt es nur, wenn eine Frau immer vergnügt und elegant ist. So eine, die mehr für die Bewunderung der Herren da ist als für ihre Wirtschaft, die ist so was für dich.“

Da mußte Pastor Jessen, im Besitz des besten Gewissens von der Welt, doch lächeln. „Helene, du redest dich in die wunderlichsten Ideen hinein. Solche Frauen kenne ich gar nicht.“

„Da braucht man gar nicht lange zu suchen. Meine liebe Cousine Hanse, die ist immer so, wie ihr Männer euch die Frauen wünscht. Glaub nur nicht, daß ich es nicht oft genug gesehen hab, wie eifrig du dich mit ihr unterhältst.“

„So, nun aber Schluß.“ Pastor Jessen stand auf. Heute war kein Reden mit seiner Helene. Und doch mußte man einen klaren Kopf und ruhige Gedanken behalten, wenn man in einer Stunde auf die Kanzel steigen sollte. „Daß du ohne Grund eifersüchtig bist, habe ich nicht für möglich gehalten. Du glaubst doch auch selber nicht, was du sagst. Bitte, nimm dich zusammen —“, als er sah, daß sie auffahren wollte, „Riekchen braucht wirklich nicht immer Zeuge deiner Szenen zu sein.“ Riekchen kam gerade in die Tür, schon im sonntäglichen dunkelblauen Foulardkleidchen, zum Kirchgang gerüstet. Ihre Augen gingen unsicher zwischen den Eltern hin und her, sie hatte auf dem Flur die Stimme des Vaters und den bestimmten Ton gehört, den er anschlug, wenn es mit der Mutter nicht zum Aushalten war. Lieber Gott, wenn doch wenigstens die Sonntage in Frieden verlaufen wollten. Der Vater war so gern einmal heiter und guter Dinge. Er konnte sich so amüsieren, wenn gute Bekannte zusammensaßen. Er steckte voll Schnurren und Liedern, etwas vom alten Studenten war immer in ihm geblieben. Wie hätte man fröhlich sein können, wenn nicht immer die Reizbarkeit der Mutter Mißstimmung geschaffen hätte.“

Vielleicht hätte er besser getan, einmal scharf aufzutreten, aber das lag ihm nicht. Er dachte auch wohl, ein Prediger müsse doppelt Geduld beweisen, und diese Geduld reizte die hysterische Frau nur noch mehr. „Ilse war eben hier,“ meldete sie. „Ob Tante Hanse heute mit euch nach Eichtal fahren kann. Onkel Rottmann ist eben nach Perlebach gerufen worden, da ist ein Mann vom Bullen angerannt worden. Er weiß nicht, wann er zurückkommt. Vielleicht fährt er gleich nach Eichtal. Er ist mit seinem Wagen fort, und ihr müßtet denn schon mit Postmeisters Stuhlwagen fahren, die Eichtaler Wagen sind alle besetzt.“

„Natürlich fährt sie mit uns,“ sagte Jessen, der an die Reden seiner Frau bereits nicht mehr dachte. „Ich sitz' bei dem Kutscher vorn und Tante Hanse mit Mutter hinten. — So, nun muß ich mich fertig machen für die Kirche.“

Seine Frau wollte etwas sagen, besann sich und zog nur die Mundwinkel höhnisch abwärts. Riekchen sah es, und es machte ihr Sorge.

Mittags um 1 Uhr sammelte sich die ganze Schmalebecker Jugend auf dem Markt. Die erwachsenen Söhne und Töchter der Honoratioren, um nach Eichtal zu fahren, die Kinder der kleinen Leute, um der Abfahrt zuzuschauen. Drei Leiterwagen, mit grünen Zweigen besteckt, die Pferde mit Blumensträußen geschmückt, hielten dicht vor der Kirche, und von allen Seiten nahte das geputzte Jungvolk. Weiße, blaue, rosa Kleider, weit ausladend mit ihren steif gestärkten Falten, reich besetzt mit Rüschen, Falbeln, Bändern — große Schutenhüte, aus denen die jungen Gesichter wie lachende Blumen hervorblühten, Jünglinge mit blauen und braunen Galaröcken zu hechtgrauen Beinkleidern, Rosen und Nelken im Knopfloch, ein paar späte junge Mädchen als Ehrendamen, und endlich Kantor Mampert, der Ehrenwächter der ganzen Schar.

Als die weißen Locken des alten Herrn in der Nebengasse aufleuchteten, steckten die Jungen die Köpfe beisammen. Da ging ja neben ihm der Hamburger Herr, der in der Post wohnte und wegen der Eisenbahn hier war. Man wußte ganz genau Bescheid über ihn. Wie fein der aussah! Hamburg bleibt doch Hamburg. — Dagegen kam Schneider Max nicht auf. Und wie er ging! So ganz sicher und selbstbewußt, und als sei es ihm ganz gleichgültig, daß vierzig Augenpaare seinem Kommen entgegensahen. Wenn er mitfuhr nach Eichtal, mußte er dort gewesen sein und Besuch gemacht haben. Bei Rottmanns war er auch gewesen. Aber sonst bei niemand. Den Bürgermister hatte er im Rathaus aufgesucht. Mit gemacht unbefangenen Gesichtern wurde er begrüßt. Der Kantor stellte vor. Er hatte Raben in der Post, wo er selber aß, kennengelernt.

„Sind wir denn nun alle beisammen?“

Eben kam Ilse mit Riekchen über den Markt, und damit war die junge Schar vollzählig. Unter Halloh ging es auf die Wagen. Der Kantor leitete die Einschiffung und verstaute die bunte, bewegliche Fracht, wobei er es so einzurichten wußte, daß er selber in den letzten Winkel des letzten Wagens kam und vor sich auf dem Sitzbrett den Hamburger zwischen Ilse und Riekchen untergebracht hatte. So, nun konnte es losgehen.

(Fortsetzung folgt.)

Verschlungene Wege.

Skizze von **Valeska Cusig.**

Über marokkanischem Lande hängt das Abendrot purpurviolett.

Wie ein Riesenvogel mit goldverbrämten Flügeln und leuchtend roter Brust steht eine Wolke am glashellen Himmel. Sie verschwindet in einem blaßrosa Meer, das von jäh herannahender Dämmerung aufgesogen wird.

Schnell sinkt die Nacht hernieder — nur mattes Glühen noch über den Felsen — falber Schein über dem Atlas — dann graubleiche Dunkelheit über der zerklüfteten Landschaft, Unwahrscheinlich groß steht der Mond über dem Rif....

Hier wehen die Fahnen der Gläubigen, die sich um Abd el Krim scharen. Seine Elitetruppe besteht aus den sehnigen, prachtvoll gewachsenen Atlasberbern, die der Kaid Mahmud ben Kemal befehligt. Seine rechte Hand ist ein Fremder. Die Gestalt dieses Fremdlings erreicht nicht die Größe seiner Kampfgenossen, aber er nimmt es an Ausdauer, Angriffsmut und kühner Verschlagenheit mit den Rifleuten auf. Seine milchweiße Araberstute lenkt er mit derselben Gewandtheit wie die Berber ihre Hengste, aber wenn es gilt, ein spanisches Lager auf hohem Fels zu berennen, ist er mit katzenhafter Geschmeidigkeit einer der ersten. Er trägt englische Ausrüstung. Unter dem Tropenhut blitzen stahlgraue Augen

hervor, die Farbe des Gesichts, obwohl von afrikanischer Sonne gebräunt, kann die Helligkeit des Nordländers nicht verbergen. Sein Langschädel ist mit blondem Haar bedeckt.

Es ist Sven Fehlandt, der Schwede.

Was hat ihn hierher geführt? — Suchet die Frau!

Er stammt aus einer kleinen Stadt Schwedens. Über seinen Kinder- und Jünglingsjahren haben zwei Sterne geleuchtet — die Augen Helga Termeulens, des reichen Holzgroßhändlers einziger Tochter. Sven kann sich keiner Stunde seines Lebens erinnern, wo er das sanfte, hellhaarige Mädchen nicht geliebt hatte. Und Helga hatte seine Liebe erwidert. Als ihn sein Studium nach England führte, verlobten sie sich einander. Bei seiner Rückkehr aber fand er die Braut nicht mehr vor. Ihr Vater hatte sie an den russischen, in Finnland ansässigen Holzhändler Boljugow, einen Geschäftsfreund, verheiratet, um sich vor dem Ruin zu retten.

Niemand hatte geahnt, daß das Haus Termeulens auf so morschen Füßen gestanden. Helgas Brief, der ihn beschwor, sie nicht zu hassen, sondern zu bemitleiden, hatte er nie empfangen.

Unbegrenzte Bitterkeit im Herzen, verließ er Schweden. Das Schicksal verschlug ihn nach Marokko, wo er eine zweite Heimat fand. Im Gebiet des Kaid Kemal ben Murad baute er Brunnen und erwarb sich nicht nur die Liebe und Achtung des Fürsten, sondern der ganzen Bevölkerung. Der Kaid überschüttete ihn mit Anerkennung, und als er starb, übernahm sein Sohn und Erbe die Freundschaft mit Sven Fehlandt wie ein Vermächtnis.

Auch Mahmud ben Kemal wußte die Wissenschaft des Europäers zu schätzen. Er ließ von ihm den Flußlauf regeln und das trockene Land bewässern. Auch Schüler erhielt Sven. Er bildete Pioniere aus, lehrte sie Wege anlegen, Brücken schlagen und Kanäle bauen.

Jahre vergingen. Sven wurde ein Wohltäter für das Rifgebiet.

Als der Krieg gegen die Hidalgos entbrannte, stellte sich Sven dem ihm so innig verbundenen Stamm zur Verfügung. Es galt ja seine Heimat zu verteidigen.

Er zeichnete sich durch verwegene Tapferkeit aus. Als einer der ersten eroberte er von den Spaniern eine Anzahl Kanonen und beschoß mit diesen den Hafen von Tetuan. Er stürmte ein Kastell, das zu einem bedeutenden Stützpunkt für die marokkanische Kriegführung wurde, und der Kaid Mahmud ben Kemal schloß mit seinem erfolgreichsten Krieger Blutsbrüderschaft.

So lebte Sven weiter unter afrikanischem Himmel, ohne daß die Wunde vernarbte, die ihm Europa geschlagen. Einmal war es ihm gelungen, durch einen englischen Kaufmann Kunde an Helga zu senden. Sie sollte wissen, daß er in fortwährendem Kriege stand — sollte bangen — sollte leiden um ihn. Denn eine innere Stimme sagte ihm, daß sie seiner in Sehnsucht gedenke. . . .

Niemals aber kam Kunde von ihr zu ihm. . . .

Ein weit vorgeschobener Posten der Spanier hat nicht zurückgehen können. Von Steinwällen, Gräben und Drahtverhauen umgeben, hielt er sich für gesichert. Aber die pantherhaften Berber, mit Sven an der Spitze, haben sich herangeschlichen, lautlos die kleine, todgeweihte Schar umzingelt. Die Eingeschlossenen ahnen noch nichts von der Gefahr, die sich ihnen, mondbleichem Spuk gleich, naht. Sie singen. Zwar dämpfen sie die jungen Stimmen, aber es ist doch vernehmbar für Svens geübtes Ohr. Und bei der Melodie, die er hört — die Worte versteht er kaum — setzt sein Pulsschlag aus — bebt sein im Kriegsdienst gestähltes Herz. Er kennt das deutsche Lied — auch Helga hat es gesungen, hat es auf ihren glückseligen Wanderfahrten gesungen:

„Sie hat — die Treu — gebrochen . . .“

Sie sind von der Legion „Los extranjeros“, die da singen — Deutsche sind es — deutsche Desperados, wie immer, wo die Rifleute auf die gefährdetsten Stellungen der Spanier stoßen.

Nur wenige von anderen Nationen sind hier dabei.

Einen Augenblick hat Sven gezögert, überwältigt von Mitgefühl mit den Stammesgenossen. Dann packt ihn die Pflicht. Es sind Feinde seines Fürsten, dem er Treue geschworen — des Blutsbruders. —

Ein halblauter, scharfer Kommandoruf, und die Berber, Sven voran, springen über die Steinwälle, Gräben und Drahtverhaue und eröffnen einen Handgranatenhagel von unbeschreiblicher Wucht. Erschütternd gellt ein Ruf zu den Legionären? „Sobre las manos“ — die Hände hoch!“

Keiner folgt dem Befehl. Alle setzen sich zu verzweifelter Wehr. Aber wie tapfer sie sich auch verteidigen, Schuß und Stich erwidern — die Übermacht ist zu groß — sie unterliegen. Bis auf einen werden alle niedergemacht — und unter der bleichen Mondsichel, am Fuße eines von Ginster und Zwergpalmen bestandenen Felsengewirrs ist eine der zahlreichen arischen Heldenballaden verklungen. . . .

Der eine Überlebende ist Sven in die Hände gefallen. Ihm erschien der junge, schmalwangige, aller Waffen beraubte Mensch ungefährlich. Und als die Berber, von glühendem Haß getrieben, ihn mit dem Bajonett niederstoßen wollen, schützt ihn Sven.

Der Jüngling dauert ihn. Was mochte ihn hergeführt, in dieses furchtbare Freilichtdrama getrieben haben?

Sven erbat sich diesen Gefangenen vom Kaid.

Nach seinem Namen befragt, sagte er: „Man nennt mich Stefan.“ Mehr war von ihm nicht zu erfahren, und da es gleichgültig war, wie er hieß und woher er kam, forschte man nicht weiter.

Etwas Geheimnisvolles zog Sven zu dem Jüngling. War es das nordische Blondhaar, die Schürzung der Lippe, der Klang der Stimme, die ihn seltsam, an die Heimat erinnernd, berührte?

Sven wußte es nicht. Aber er nahm sich Stefans weiter an. Er zog ihn in seine Nähe, bildete ihn in allen Waffenkünsten aus, gab ihm Unterricht in der Kriegführung. Bald fand er voll Genugtuung, daß hier ein Mann von schneller Entschlußkraft, von Mut und Ausdauer heranreifte. Und Stefan, den die Schrecken eines dreijährigen Legionärtums über seine Jahre gereift hatten, entwickelte sich im freien, ungebundenen Lagerleben schnell zum Manne. Sein rassiger Körper hielt dem Kriegsleben stand. Bald schoß er den Geier von den Felsenklippen, belauschte den Feind unfehlbar sicher, führte seine Abteilung zum Angriff mit einer Kühnheit und Umsicht, die Sven zufriedenstellte.

Noch hatte der Jüngling nichts aus seiner Vergangenheit verlauten lassen. Sven fühlte, daß jede Frage danach eine Wunde berührte. So forschte er nicht und ließ die Zeit wirken. Und diese tat ihr Werk. Nach und nach wurde der junge Fremde weicher und vertrauender in seinem Verkehr mit Sven. Eine heiße Dankbarkeit wuchs in ihm zu dem empor, der ihn aus Todesnot gerettet und zu einem Leben voll Tat und Ehre geführt hatte. — Die Regenzeit hatte eingesetzt. Die Kriegführung ruhte.

Es war an einem Abend im Zelt. Sven und sein junger Freund lagen sich gegenüber und rauchten den Tschibuk. Stefan fühlte Ruhe und Glück um sich gebreitet, und Herz und Mund öffneten sich ihm. Endlich befreite er sich von dem Geheimnis, das ihn umhüllte, gab er Auskunft über sein Herkommen: Er war der Sohn Stefan Boljugows und Helga Termeulens.

Bei Nennung dieser Namen hätte Sven aufschreien mögen, aber die Beherrschung, unter der er stets stand, zwang ihn zur Ruhe. Nur sein Herz schlug in Wildheit. Es war ihm mit einem Mal klar, was ihn zu diesem Fremdling gezogen hatte. Still lauschte er Stefans Erzählung. Er entwarf das Bild einer unseligen Ehe. Boljugow war dem Trunke ergeben und von wahnsinniger Eifersucht besessen. Wenn er glaubte, Grund zum Mißtrauen zu haben, sperrte er Helga ein oder schlug sie. Einmal war sie dieser Hölle entflohen, aber freiwillig war sie zurückgekehrt um ihrer Kinder willen, Stefans und zweier Mädchen. Um ihretwillen beugte sie sich dem Joch. Aber Stefan hatte nicht ruhig die Qual seiner Mutter ertragen. Schon als Kind hatte er sich dagegen aufgelehnt und nach dem Vater geschlagen, wenn dieser die vergötterte Mutter an ihren blonden, langen Haaren zerrte. Niemals hatte ihn die Strafe, die er dafür erhielt, vor einem Rückfall bewahrt.

Als er bis hierher in seiner Erzählung gekommen war, hörte er ein Stöhnen und Zähneknirschen. Es kam aus Svens Munde. Stefan nahm es für Teilnahme, für die Empörung eines Edlen und fuhr fort:

„Als ich 17 Jahre geworden war und von Helsingfors, wo ich die Schule besucht hatte, heimkehrte, war ich wieder Zeuge, wie — „er“ meine Mutter schlug. Ein wilder Zorn erfaßte mich da. Ich stürzte mich auf ihn, und es gelang mir, ihm, den ich überrascht hatte, die Peitsche zu entwinden. Ich kannte mich nicht vor Zorn und schlug ihm ins Gesicht. Nun wandte sich seine Wut gegen mich, und er hätte mich wohl, da er der Stärkere war, totgeschlagen, wenn meine Schwester Tatjana nicht dazwischen getreten wäre. Sie war die einzige, die etwas über ihn vermochte. Er ließ von mir ab und ging aus dem Zimmer. Meine Mutter wusch die Wunden an meiner Stirn und beschwor mich, das Haus zu verlassen, da sie neu hervorbrechende Wut meines Vaters fürchtete. Um ihrer Ruhe willen, gehorchte ich ihr. Sie brachte mich selbst zu Freunden, die mich beherbergten und mir zur Auswanderung nach der Türkei verhalfen. In Konstantinopel wollte ich in ein Bankhaus eintreten, aber ich traf spanische Werber, die mich überredeten, mich der Legion zu verschreiben. Solange ich in Cadix ausgebildet wurde, hörte ich von meiner Mutter. Sie schickte mir Geld, Briefe . . . seitdem nichts mehr — das Letzte wissen Sie . . .“

Als Stefan schwieg, fühlte er einen Arm um seinen Hals, eine rauhe Wange an der seinen.

„Mein Junge“, sagte ergriffen Sven, „mein Sohn von jetzt an — mein Sohn.“

„Schon lange haben Sie mich etwas gelehrt, was ich nie gekannt habe — einen Vater zu lieben", stammelte Stefan, und seine Stimme war von Tränen umstrickt.

Da zog Sven den Jüngling an seine Brust und sagte ihm in wenigen Worten, daß er seine Mutter geliebt habe und sie nun nur noch heißer lieben müsse.

Die letzte Fremdheit fiel von Stefan ab. Er, den Kriegsdienst und Entbehrungen früh gestählt hatten, der dem Tode mit Fassung ins Gesicht gesehen — schluchzte wie ein Kind in den Armen des Freundes.

„Deiner Mutter Tränen und Gebete haben dich zu mir geführt, mein Junge", sagte Sven.

Murigo wa Trimus Heldentat.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von
Dr. phil. Hans Walter Schmidt.

Noch heutzutage gibt es kriegerische und strategisch sehr begabte Volksstämme in der ehemaligen deutschen Kolonie Ostafrika, so z. B. die freien Massais, welche die ausgedehnten nach ihnen benannten Steppen der Massai-Nyika am Kilimandscharo jagend und kämpfend durchziehen. Es gibt aber auch sehr friedliebende Negerstämme, wie die das Gebirge bewohnenden Wadschaggas, die daher besonders zu Dienstleistungen von den Kolonisten herangezogen werden.

Murigo wa Trimu zählte ebenfalls zu den begabtesten Heerführern eines Negerstammes, der ihn zum Oberhäuptling wähite. Aber nicht nur geistige Fähigkeiten zeichneten den hervorragenden Führer aus, sondern auch riesige Körperkräfte. Von seinen Feinden wurde er stets „der Mann mit dem eisernen Griff" genannt. Und daß hiermit nicht zuviel gesagt wurde, bewies der Häuptling erst kürzlich aufs deutlichste.

Der Leopard, von den Suahelis ehrerbietig „ol ogaru geri" genannt, ist drüben im „dunklen Erdteile" einer der gefährlichsten Viehräuber, der leider durchaus nicht selten vorkommt und oft empfindlich die Herden der Pflanzer und schwarzen Stämme brandschatzt. So war in letzter Zeit auch in den Viehpferch des Dorfes der Untertanen des riesigen Negerhäuptlings die gefleckte Pardelkatze eingebrochen, um ohne Maß und Ziel blutgierig zu morden, was ihr in die kraftvollen Fänge geriet. Alle Mühen der schwarzen Söhne der Wildnis, welche keine Feuerwaffen besaßen, waren umsonst. Der gefährliche Gegner schien unüberwindbar zu sein. Da begab sich eine Abordnung der Geschädigten zu der Hütte des gewaltigen Häuptlings, um diesen um Hilfe und Beistand gegen ol ogaru geri anzurufen. Murigo wa Trimu stützte seine mächtige Gestalt auf den langen Lauf einer alten Büchse, die er zum Zeichen seiner Würde sehr hoch hielt und mit der er leidlich umzugehen verstand und lächelte geschmeichelt.

„Wenn der große Feuerball des Tagesgestirns die Kuppen der Urwaldbäume berührt, wird Muriga wa Trimu zur Stelle am Pferche sein und ol ogaru geri vernichten, und sollte es nur mit diesen meinen Fingern geschehen!" rief er pathetisch aus. Sich tief verneigend, entfernte sich rückwärts die glückliche Abordnung, um ihren Stammesbrüdern die wahrscheinliche Befreiung von dem gefährlichen Raubtiere am Abend zu verkünden.

Als dann der große Glutball des Tagesgestirnes den Scheitel der Urwaldriesen küßte, rückte der Häuptling, die Büchse in der nervigen Faust, an der Spitze einer ansehnlichen reisigen Schar zum Pferche hinaus, um ol ogaru geri zu bekämpfen und zu besiegen. Ein Kampf Mann gegen Mann mit einem Raubtiere war bei den dortigen Eingeborenen immer ein seltenes Heldenstück, das meist verhängnisvoll für den Menschen ausfiel, wenn nicht eine ganze Anzahl Wilder zusammen gegen den tierischen Feind focht. Dagegen verzeichneten die wilden Stämme stets erstaunliche Beute durch die Fallenjagd. Ihr erfinderischer Geist ließ sie Fallen konstruieren, die selbst dem Elefanten zum Verderben gereichen mußten. Entweder wurden auf dem Wechsel des riesigen Wildes, wie z. B. der Nashörner, mächtige Gruben ausgehoben und dann mit dünnen Baumstämmchen, Astwerk, Reisern und danach mit Sand dermaßen überdacht, daß ein riesiges Stück Wild unfehlbar einbrechen mußte, allerdings erst dann, wenn es gänzlich den unsicheren Boden betreten hatte, um mit voller Wucht in die Tiefe zu stürzen, aus der es sich dann nicht wieder entfernen konnte. Oder es wurden auf hohen Gerüsten, die das Wild passieren mußte, wobei es eine Schnur zerriß, schwere Bolzen mit langen Lanzenspitzen so angebracht, daß sie herniederwuchteten und das Beutestück zur Strecke brachten. Murigo wa Trimu beabsichtigte nichts Geringeres, als Auge in Auge dem Raubtiere gegenüberzutreten. Sehr bald wurde die frische Spur des Leoparden, der sich bereits in der Nähe des Pferches aufhalten mußte, entdeckt, und es währte nicht lange, als man des Räubers ansichtig wurde. Rasch hob der Häuptling sein Feuerrohr, dessen Kugel er sicher war, zielte scharf und dann — krümmte sich der Finger um den Abzug. Ein Feuerstrahl drang aus der Mündung, und der volle Knall des Büchsenschusses rollte über die Ebene und den angrenzenden Buschwald hin. Mit dem Erfolge konnte der ehrgeizige Schütze wohl zufrieden sein. Er hatte auf den Kopf des Leoparden gezielt, und zwar nach dem linken Auge. Und er mußte wohl gut getroffen haben, denn wie vom Blitze gefällt, sank die gefleckte Katze zu Boden, um im Tode die schlanken Glieder zu strecken. Mit Triumphgeschrei eilten zwei der tapfersten Leute wa Trimus auf die Beute zu, alle Vorsicht außer acht lassend. Doch da geschah etwas Unerwartetes. Durch die Kugel des Häuptlings scheinbar nur betäubt, richtete sich plötzlich die Bestie blitzschnell auf und stürzte sich mit heiserem Geknurre auf die heraneilenden Neger. Ein gewaltiger Sprung, ein Niederwuchten, und dann wälzte sich ein in allen Farben schillernder Knäuel mit unglaublicher Geschwindigkeit sich um sich selbst drehend am Boden, und das markerschütternde Wehegeschrei der von Pranken und Zähnen des wütenden Tieres zerfleischten Neger, untermischt mit dem zornigen Knurren des Leoparden, erfüllte die Luft.

In diesem kritischen Augenblick bewährte sich die Tapferkeit des Häuptlings. Keinen Augenblick zögerte er, die Büchse, die ihm jetzt keine Dienste mehr leisten konnte, von sich werfend, sich mit blanken Fäusten auf die wilde Gruppe zu stürzen, um das wütende Raubtier nur mit der Kraft seiner Sehnen anzugreifen. Mit kühnem, wohlgezieltem Griff umspannte im nächsten Augenblick Murigos Rechte die Kehle des Leoparden, während die Linke mit eisernem Genickgriff versuchte, das Tier von seinen Opfern wegzuzerren. Dies gelang auch der Riesenkraft des Häuptlings, so daß seine beiden Stammesbrüder von der schmerzhaften Umarmung ihres Gegners befreit wurden. Schrecklich zugerichtet entfernten sie sich, langsam am Boden hinkriechend, aus der gefährlichen Nähe der Bestie, die aufzusuchen keiner der Umstehenden Lust verspürte, um dem Häuptling zu helfen. Zwischen diesem und dem Leoparden entspann sich nun jedoch ein hartnäckiger Kampf. Wie zwei Ringer wälzten sich Mensch und Tier am Boden, so daß, von den kräftigen Pranken des Leoparden getroffen, Sand und Vegetationsteile wirr durch die Luft flogen. Es war schrecklich anzusehen, wie dem Häuptling, der sich erfolgreich bemühte, den Kopf des Gegners von seinem Körper fernzuhalten, dessen Pranken um so mehr seine Schultern und Arme zerfleischten. Trotz der höllischen Schmerzen, die der Häuptling erdulden mußte, schlüpfte dennoch nicht nur kein Wehelaut über seine festzusammengepreßten Lippen, sondern zähe Energie ließ seine Kräfte sich verdoppeln, so daß es ihm schließlich gelang, den zähnefletschenden Rachen des Leoparden in den Sand zu drücken. Der so niedergezwungene Leopard begann jedoch nun mit scharfen Pranken die Beine des Negers dermaßen zu bearbeiten, daß diese einer unförmigen blutigen Masse glichen. Aber auch jetzt hielt Murigo tapfer aus. Verspürte er doch bereits ein Nachlassen der Kräfte seines Gegners infolge des erhaltenen Kopfschusses, der ihn am Ohre getroffen. Diese Erkenntnis stählte den Mut des tapferen Häuptlings, und mit letzter Kraftanstrengung bohrte er förmlich den Fang des Gegners in das aufgewühlte Erdreich ein. Da nahte bei diesem der Todeskampf. Noch einmal zuckten die sehnigen Pranken, aber sie vermochten keine Wunden mehr zu schlagen, noch einmal entrang sich der keuchenden Brust ein letztes ersterbendes, knurrendes Röcheln, noch einmal glomm es voll unbezähmbarer Wut im gelbgrünen Katzenauge leuchtend auf. Dann kam der Tod. Die Glieder der gefleckten Katze streckten sich. Wa Trimu aber erhob sich mühsam und taumelte seinen herankommenden Leuten in die haltenden Arme. —

Ein Europäer wäre von solchen Wunden nicht mehr genesen. Die zähe Natur eines Negers aber überwand die Folgen des furchtbaren Kampfes. Murigo wa Trimu herrscht noch heute mit weisem Geist und starker Hand über seinen Stamm, der in ihm den Bezwinger ol ogaru geris vergöttert. Das Fell der gewaltigen Katze aber ziert des Häuptlings Hütte, und jeder, der dieselbe betritt und es bewundert, hört aus dem Munde des tapferen Häuptlings von Murigo wa Trimus Heldentat.



Lustige Rundschau



* **Durch Schaden wird man klug.** „Nanu, gestern waren Sie blind und heute sind Sie taubstumm?" — „Det könnt Ihn wohl so passen, det Se mir wieder mit 'nen Hosenknopf rinnlegen."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.